



Altwürzburger Sitt' und Art.

Von

Dr. Leo Witz, Würzburg.

Froh und heiter wie die Sonne über seinem Tale lacht, ist die Lebensart des Würzburgers. Wo es zu feiern gibt, da ist er bei seinem lebhaften Temperament des Weinländers mit Leib und Seele dabei. So ist es heute, so war es früher. Die zahlreichen kirchlichen Feste mit all' ihrem Aufwand an Prunk und Pracht waren für ihn Grund genug sich der Freude zu weihen, die zünftischen Feiern im Kreise gleichgesinnter Standes- und Handwerksgenossen und die zu Hause im Beisein der weiten Vetternschaft und Bekanntschaft fröhlich begangenen Familienereignisse gehörten zu den wichtigsten Begebenheiten seines Lebens. Die seltsamsten Bräuche waren dabei im Schwunge. Diese in ihrer Gesamtheit darzustellen, sei mir vielleicht ein andermal gestattet, für heute nur einige Ausschnitte daraus. Wenige Städte gibt es, in denen der Frühling herrlicher und prächtiger seinen Einzug hält, als hier in der trauten Bischofsstadt. Ist es da zu verwundern, wenn ihm jung und alt zujubelt? Bis zum Jahre 1770 war der 1. Mai ein Feiertag für die ganze Stadt, besonders für die Jugend. In kleinen Abtheilungen zogen die Mädchen von Haus zu Haus durch die Straßen. Das vorderste von ihnen trug eine kleine grüne, mit Bändern geschmückte Birke, den „Maienbaum“ oder den „Maien“. Um diese Birke schlossen die kleinen Gefährtinnen, Hand in Hand geschlungen, einen Reigen, tanzten vor den Häusern, aus denen sie eine kleine Geldspende erwarteten, und sangen dabei das Liedchen:

„Der Maie, der Maie
Ist gar 'n schöne Zeit,
Da soll man lustig und fröhlich sein,
Lustig und fröhlich.
Die Jungfrau, der Ehlich'
Das Patschen, das Patschen
Gefällt uns gar zu wohl.
Es muß ein reicher Kaufmann sein,
|: Der uns ernähren soll :|
Laßt die Jungfern springen,
Laßt die Vöglein singen.
Der Maie, der Maie
Ist gar 'n schöne Zeit“.

Das Geld wurde für einen kleinen Abendschmaus verwendet.

Der nun beginnende Sommer war eine Zeit der höchsten öffentlichen Lustbarkeit. Zunächst sei hier der Tag des hl. Urban genannt, ein Feiertag für die Winzer und Häcker, die diesen Tag festlich begingen, weil da die Trauben zu blühen anfangen. Sie stellten auf dem Markte oder sonst einem öffentlichen weiten Platze die Statue des Heiligen auf einen mit „zweheln und thischthuch“ belegten, mit wohlriechenden Kräutern bestreuten und mit Kränzen geschmückten Tisch. War der Tag heiter,

so taten sie dem Bilde viel Ehre an „mitt Kroenen, speisen“ und überschütteten es mit Wein. Regnete es aber, so wurde die Statue mit Wasser begossen, in den Kot geworfen und derb beschimpft und geschmäht. Denn es hing nach dem Glauben der Winzer von dem Wetter am Tage des hl. Urban ab, ob der Herbst gut oder schlecht ausfallen würde.

Um dieselbe Zeit gab die Fischerzunft, wurde ihr die Erlaubnis dazu erteilt, ein sog. Fischerstechen mit dem „neptunischen Dreizack“ auf dem Main und hielt danach, uraltem Brauche folgend, einen fröhlichen Tanz.

Das Pfingstfest war für Stadt und Land die Zeit der großen Wallfahrten. Tausende frommer Beter strömten in dieser hl. Zeit aus nah und fern hier zusammen, um dem Frankenapostel und seinen Gefährten würdige Verehrung zu zollen. Den weitesten von der Stadt entfernten Wallfahrern, die erst am 2. Feiertage ankamen, pflegte das Domkapitel bis zur Greden entgegenzugehen und bei ihrem Abschiede am 3. Tage bis zum Grafeneckhard das Geleite zu geben, wo die auswärtigen Pfarrer und Priester einen Ehrentrunk erhielten. Infolge der vielen und schweren Kriegszeiten blieben später die meisten der ProzeSSIONen aus. Der Ehrentrunk aber wurde schon zu Fries' Zeiten den hiesigen Geistlichen, dem Hofgesinde, dem Bürgermeister und den Räten der Stadt in eigens dazu gefertigten Gläsern und mit jedem Glase ein grünes Kränzchen präsentiert zum Andenken an den früheren Wallfahrtsbrauch.

Auf den 2. Pfingsttag fiel auch der eine der Jahresränze, die den Bäckern bewilligt waren. (Der andere fand am 2. Weihnachtstage statt). 1584 jedoch drang der Magistrat bei Julius Echter auf ihre Abschaffung, weil dabei nichts als „Sünde, Schande und Laster mit Fressen, Saufen, Gotteschlästern, unzüchtigem Tanzen, Verdrehen, schandbaren, unehrbaren Worten und Werken getrieben werde“. Doch zu gänzlicher Unterdrückung des Tanzes konnte sich der Fürstbischof nicht entschließen und so verordnete er denn: daß derselbe künftig nicht mehr an jenen zwei heiligen Tagen, sondern an anderen gehalten werden sollte, wobei jedesmal zwei der ältesten Bäcker oder zwei Zunftgeschworene die Aufsicht zu führen hätten. Übertreter der Ordnung sollten mit dem Narrenhaus oder auf eine sonstige Art bestraft werden. Die Abendränze jedoch, die zur übrigen Sommerszeit in der Stadt gehalten wurden und bei denen bisweilen Lieder „um die Kränze“ gesungen wurden, verbot Julius strenge, da „allerhand Unrat, Schlägerei, Unzucht und Üppigkeit gespürt wurde“.

Wie heutzutage wiederum allüberall auf den Höhen des Frankenlandes die „S'hannsfeuer“ zum Himmel aufflammen, so wurden am Vorabend des St. Johannisfestes, wie Sebastian Frank sagt, auf den öffentlichen Plätzen die „fimetfeier“ entzündet. Groß und klein war um die brennenden Holzstöcke versammelt und trug zur Abwehr der unholden Geister „sundere Krenz von beyfuß und eisenkraut“, in der Hand „ein blau kraut, Rittersporn genannt“ haltend. Diese Blume hielt man vor die Augen, wenn man ins Feuer sehen wollte. Denn wer das tat, blieb das ganze Jahr über vor jeglichem Augeneibel bewahrt. Ging man nach Hause, so warf man den Kranz, mit dem man sich geschmückt hatte, und die Blumen ins Feuer und sagte dabei die Worte: „Es gehe hinweg und werd' verbrannt mit diesem Kraut all' mein Unglück“. Selbst der Bischof übte mit seinem Hofgesinde den Brauch des Johannisfeuers, das er auf dem Marienberg abrennen ließ. Dabei rollte man große feurige Kugeln den steilen Hang hinab in den Main „so menscherlich zugericht als ob es fliegend Trachen weren“.

Am Tage des Heiligen selbst vergnügten sich die Mädchen mit den sog. „rosenhäfen“. Sie ließen sich „häfen voller löcher“ machen, klebten die Löcher mit Rosenblättern zu und steckten wie in eine Laterne ein Licht darein. Dann hängten sie die Häfen von Fenster hinaus und sangen „umb ein franz menscherlieder“. Dieses Singen „umb ein franz“ war ein lieber Brauch während des Sommers. Wenn die Mädchen am Abend „in einem ring“ herumsangen, kamen die Gefellen „in ring und sangen, umb ein franz gemeynlich von nägeln gemacht, reimweiß vor“. Wer am besten sang, erhielt den Kranz.

Kein Tag war für das ganze Frankenland, in erster Linie aber für Würzburg von größerer Bedeutung als das St. Kiliansfest. Am Vorabend schon brachten, ähnlich wie am Pfingstfeste, die Pfarreien der Stadt und der umliegenden Dörfer ihre Heiligtümer in feierlicher ProzeSSION in den Dom, um sie dann am andern Tage unter der Vesper wieder nach Hause zu tragen. Der Vorabend

des Kiliansfestes war auch deshalb von besonderer Wichtigkeit, weil an diesem Tage die Kilianmesse, die besuchteste aller Würzburger Jahrmessen, begann. Acht Tage lang pflegte sie der Magistrat „auszuschreien“ und lange vorher traf er schon gewisse Vorsichtsmahregeln für die öffentliche Sicherheit. Am gleichen Tage wurde von dem jüngsten Regierungskanzlisten im Namen des Fürstbischofs sicheres Geleite verkündet für alle, die die Messe besuchen wollten. Zu diesem Zwecke bestieg der genannte Beamte am Dom ein Pferd aus dem fürstlichen Marstalle. Ein Reitknecht und die beiden Stadt-Knechte begleiteten ihn. Er machte seinen Ritt in weißen seidenen Strümpfen und mit einem großen Blumenstrauß vor der Brust. Seine Begleiter waren ebenfalls mit einem Blumenstrauß geschmückt, die der jeweilige Stockmeister gegen Bezahlung lieferte. Das Geleite wurde zuerst bei der bischöflichen Kanzlei verkündet, dann bei dem „Grünbaum“ (Rathaus) und zuletzt am Sandertor, schließlich von den Stadtknechten an allen äußeren Toren angeheftet. Hierauf ritt der Verkündiger abermals zum „Grünbaum“, wo ihm die Rathsherrn fleißig zutranken und „neben vieler böser Münz einen schönen Goldgulden verehrten“. Mit der fürstbischöflichen Regierung hörte auch dieser Brauch auf. Das Kiliansfest selbst zerfiel in eine prunkhafte kirchliche Feier und eine ausgelassene weltliche. Die Stadt hatte ihr schönstes Kleid angelegt. Geschmückt waren Straßen und Häuser. In aller Frühe waren Einheimische und Fremde, die nicht bloß der Messe wegen sich in der Stadt eingefunden hatten, auf den Beinen um die prächtige Prozession zu sehen, die sich unter Führung des Fürstbischofs, der das Allerheiligste trug, vom Dom zum Neumünster bewegte. Hier wurden die Gebeine der heiligen Märtyrer Kilian, Kolonat und Totnan unter feierlichen Gesängen erhoben und mitgeführt und weiter ging der Zug um den Neumünster- und Dombezirk wieder in die Kathedrale zurück. Der ganze fürstliche Hofstaat, sämtliche Äbte und Domherrn, der Stadt- und Landadel, der Rat mit seinen Bürgermeistern beteiligten sich mit dem größten Teile der Einwohnerschaft an dieser großen Prozession, die von der Bürgerwehr mit ihren Fahnen und Feldzeichen unter klingendem Spiel eröffnet wurde, während die hier in Garnison liegenden Regimenter, in der früheren Zeit die Stadtruppen in ihrer besten Uniform und ihren glänzenden Wehren Spalier bildeten. Das Domstift bewirtete ehemals an diesem Tage die übrige Stiftsgeistlichkeit. Zum Andenken erhielt jeder Stiftsgeistliche zwei Maß Wein aus dem Pfortenhofe des Domkapitels.

Den Tag beschloß ein fröhliches Tanzfest, der „Kilianstanz“, den die jungen Domherrn und Hoffunker den zahlreich mit Frau und Töchtern anwesenden Adligen und Rittern im „Grünbaum“ gaben. Da tanzten sie „cöttlich und zierlich“, bis es zehn Uhr schlug, und „hatten des gnedigen Herrn Bischoffs pfeuffer“. Die Domherrn stellten die Wandelkerzen, Licht, Konfekt und Wein. Der Propst von St. Burkard gab zwei Eimer Wein dazu. Am Abend des folgenden Tages wurde der Tanz fortgesetzt, bis 11 Uhr, wozu der Rat Kerzenlicht, Wein und Konfekt schenkte. Auch an einem dritten Tage wurde dem Tanze gehuldigt. Doch pflegten an diesem Abend meist die Hoffunker allein den Tanz zu halten, dazu einzuladen und die Kosten zu bestreiten. Das Domkapitel bewilligte dafür einen Beitrag von zwei Eimern guten Weines oder 8 Gulden. 1577 beschloß es aber, daß in Zukunft jeder junge Domherr bei seiner Aufschwörung zwei Gulden zum Kilianitänze zahlen sollte. Während dieser Tänze im „Grünbaum“ führte der gemeine Pöbel von Stadt und Land solche im Rückermainingebäude auf. Die letzterwähnten Tänze, zu welchem das ehemalige Ritterstift St. Burkard den Wein um ein Spottgeld auszapsen zu lassen verbunden war, kamen, wie Scharold berichtet, erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts außer Übung, während der Tanz der Domherrn und Hoffunker schon zu Beginn des 30jährigen Krieges erlosch.

Da der Weinbau für viele Bürger die Grundlage ihrer wirtschaftlichen Existenz bildete, darf man sich nicht wundern, wenn das ganze Jahr über vom Weinstock die Rede ging. Das Blühen der ersten Reben erregte dieselbe Aufmerksamkeit wie die erste weiche Traube. Daher war der 10. August, der Tag des hl. Laurentius, im Kalender der Winzer gleich dem des hl. Urban rot angestrichen, denn dieser Tag war ein ähnlicher Posttag wie der letztgenannte. An ihm konnte man wahrscheinliche Schlüsse auf die Güte des künftigen Weines ziehen. Mit grünem Weinlaub und weichen Trauben, falls es deren schon gab, schmückte das Volk am St. Laurentiustage das Bild dieses Heiligen im Dome und flechte ihn um eine reiche Ernte an. War doch ein guter Herbst nicht nur von der größten Bedeutung für die ganze Stadt, sondern für viele ging eine wonnige Zeit

stillen, unentwegten Genießens an. Der Beginn der Weinlese wurde vom Domkapitel als dem Hauptzehnherrn festgesetzt. Waren die Trauben reif, so verkündete der Domprobst, der erste Prälat des Domkapitels, durch einen feierlichen Ausritt, wobei ihn ein ansehnliches Gefolge begleitete, den Anfang der Weinlese. Diese aber durfte nur nach einer vom Zehnherrn bestimmten Ordnung vorgenommen werden. „Denn es konnte nicht heute der, morgen der lesen, sondern alle, die auf einem Berge Wein hatten, ernten die Trauben an einem oder zwei Tagen zusammen ein. Die Lese wurde heute für diesen, morgen für jenen Weinberg angeordnet. Am Fuße der Berge wurde der Zehent eingesammelt. Um Betrug zu verhüten, wurde von seiten des Zehentherrn jedem Winzer ein junger Burfche zur Beaufsichtigung beigegeben, „der den zehende butten in seines herrn sah zugehörig mercken und verschaffen mußte“. War die Lese beendigt, so versammelten sich diese Aufseher auf dem Felde, banden aus Stroh Sackeln (Strohschauben), zündeten diese nach Eintritt der Dunkelheit an und zogen dann, von den festlich gekleideten Winzern und Winzerinnen begleitet, mit der letzten Beerenfuhr singend und jauchzend zur Stadt. An der Spitze des Zuges, der „den Herbst einleuchtete“, ritt der Domprobst als „Herbstherr“ oder „Reitherr“ mit einem stattlichen Gefolge von Domherrn, Adligen, Ratsherrn, Hof- und Staatsbeamten unter dem Klang der Pauken, Trommeln und Schalmeyen. In der Stadt wurde das Fest fortgesetzt mit einem Mahle, bei dem die „Herbst- oder Kaltergans“ aufgetragen wurde. Daß es dabei hoch herging und dem Wein besonders zugesprochen wurde, bedarf wohl nicht besonderer Erwähnung.

Die Trauben kamen auf die Kelter, der Most in den Keller, wo er sich austoben konnte. Freilich manches Schöppllein „Süßen“ und „Federweißen“ ging unterdessen den Weg alles Irdischen. Offiziell jedoch wurde der „Neue“ zum ersten Mal auf den Tisch gebracht am allgemeinen Kirchweihstage, an Martini, einem Hauptfeiertage des Frankenlandes. Sebastian Frank berichtet von diesem Tage: St. Martin wird gefeiert „im hauß ob tisch . . . Erstlich loben sy Sanct Martin mit gutem wein, genßen, biß sy voll werden. Unselig ist das haus, das nit auff diß nacht ein ganz zu essen hat; da zepfen sy yhre neüwen wein an, die sy bißher behalten haben . . .“ Man vergaß aber bei allem Jubel der Armen nicht, die man mit reichlichen Weinspenden bedachte. Auch die Klüster in den Stiftern erhielten noch zu Oberthürs Zeiten von jedem Chorherrn und verschiedenen Handwerksleute von ihren Kundschaffen an diesem Tage einen Krug Wein. Öffentliche Schauspiele dienten der allgemeinen Belustigung. Am Vorabend des St. Martinstages fand im Bruderhofs ein Eberkampf statt. Zu diesem Zwecke wurde schon ein paar Tage vorher ein Amphitheater errichtet und der Hof mit Stroh bestreut. Am genannten Tage nach der Vesper versammelten sich die Domherrn auf den für sie zubereiteten Sitzen und eine Menge Volkes. Es wurden dann mehrere Eber aufeinander gesetzt, die sich vor Wut gegenseitig töteten. Das Fleisch wurde teils unter die Vornehmeren teils unter das Volk verteilt. Während der Schweinsheze wurde den Domherrn Most gereicht und einer gab dem andern den Becher weiter. Dieser Brauch wurde wohl noch zu Lebzeiten Böhms (um 1520) abgeschafft. Einer anderen Sitte zu Martini bedarf noch der Erwähnung, der sog. „Nachtgefang“. Von diesem Tage an wurde bis Weihnachten mit der Glocke, womit sonst um 2 Uhr das erste Zeichen zur Vesper gegeben wurde, um 5 Uhr bis 9 Uhr abends unausgesetzt geläutet, um durch den Schall der Glocke Reisende, die vielleicht in der Dunkelheit vom Wege abgerrt seien, wieder auf den rechten Weg zu leiten. Auch im Stifte St. Burkard und zu Neumünster herrschte dieser Brauch, der hier erst 1793 einging.

